

TUE GUTES UND REDE DARÜBER!

Der Mensch, sagt die aktuelle Forschung, ist gar nicht so schlecht.

Von Anuschka Roshani

Bild Lukas Wassmann

Die Strasse ist menschenleer, nur ein Strassenwischer hat damit begonnen, die Reste der zu Ende gehenden Partynacht wegzuputzen. Der Samstag ist erst vor vier- einhalb Stunden angebrochen und Marc Hofmann auf dem Weg von einer Freundin nach Hause. Als er die drei jungen Männer erblickt, die auf ein Paar einprügeln, überlegt er keine Sekunde; auf der Stelle springt er den beiden bei.

Als Kind hat er mal Karate gelernt, aber das ist lange her. Bis heute, ein Jahr danach, kann er sich nicht daran erinnern, wie er es schaffte, der Frau und dem Mann aufzuhelfen, nur daran, dass er all seine Kräfte einsetzte.

Er will schon weitergehen — der Strassenwischer scheint die Polizei benachrichtigt zu haben —, da fällt ihm sein Schlüssel aus der Tasche. Die Frau, die gerade noch am Boden lag, greift nach ihm, will ihn als Pfand nehmen — und rückt ihn erst heraus, nachdem Marc Hofmann immer wieder den einen Satz ruft: «Ich habe Ihnen doch geholfen!» Zwanzigmal hintereinander, wie unter Schock.

Obwohl er keinen Dank erwartet, bestürzt es ihn, dass die Frau ihn für einen der Täter hält. Endlich aber begreift sie,



Manchmal braucht es zum Teilen nur eine Schere.

und Marc Hofmann belässt die Verletzten in der Obhut der nahenden Sanitäter.

Ein paar Strassen weiter, noch immer in Basels Innenstadt, beim Wettsteinplatz, läuft er den Tätern in die Arme: Die erkennen Marc Hofmann wieder und rächen sich an ihm, traktieren ihn mit Fäusten und Füssen. Besonders auf seinen Kopf schlagen und treten sie ein. Vielleicht stellt er sich bewusstlos, vielleicht verliert er tatsächlich das Bewusstsein, auf jeden Fall lassen sie schliesslich von ihm ab, sodass er sich fortschleppen kann.

Er spürt keinen Schmerz, nicht Angst, nicht deren Nachhall, er ist wie taub, er wäscht sich im Bad das Blut vom Gesicht, ruft seine Mutter an, erreicht sie nicht, spricht ihr auf die Mailbox des Handys, legt sich ins Bett, kann nicht schlafen.

Um acht Uhr steht seine Mutter in seiner Wohnung, zutiefst erschrocken: Marcs Gesicht scheint eine einzige blaue Schwellung zu sein. In der Notaufnahme stellt sich heraus, dass sie ihm die Nase, den Kiefer und die untere und obere Augenhöhle zertrümmert haben.

EIN SCHEUER HELD

Man kann Marc Hofmanns Hilfeleistung für aussergewöhnlich halten: dass man es tat, beweist der Prix Courage 2010, mit dem ihn der Beobachter-Verlag auszeichnete. Beweisen die Schlagzeilen in den Boulevardblättern, die den jungen Mann mit dem schmalen, scheuen Gesicht und den breiten Schultern einen Helden nannten, einen «Superman».

Man kann seinen Einsatz aus vielerlei Gründen als herausragend empfinden: zunächst einmal, weil er es ist. Aber auch weil Marc Hofmann 24 ist und derart uneigennütziges Verhalten selten mit einer selbstbezogen geschimpften Jugend zusammengebracht wird. Und weil er nicht nur uneigennützig handelte, sondern sogar Schaden davontrug; neun Tage musste er im Spital bleiben, lange wurde er psychologisch betreut. Wegen der Schwere seiner Verletzungen wurden die Täter des mehrfachen versuchten Mordes angeklagt.

Wenn man jedoch zudem weiss, dass Marc Hofmann Autist ist, verliert seine Hilfsbereitschaft jegliche Selbstverständlichkeit — ausgerechnet Autismus, jene Krankheit, die einen Menschen sein Leben lang auf seinem eigenen kleinen Planeten festhält. Die es ihm ungeheuer schwierig macht, auch nur einen Blick zu werfen oder die Hand auszustrecken und Verbindung mit anderen herzustellen.

Geschweige denn, sich in einen anderen einzufühlen. Die Aufruhr auslöst, sobald jemand zu nahe kommt. Und nahe bedeutet ganz bestimmt nicht die furchteinflössende Nähe einer Schlägerei.

Eigentlich dürfte, in wissenschaftlichen Kategorien gedacht, einer wie Marc Hofmann gar nicht vorkommen auf dieser Welt. Zum einen, weil neuere Studien vermuten, dass es Autisten an Oxytocin mangelt, dem Hormon, das als Kuschelhormon bezeichnet wird, weil es beim Stillen und beim Sex ausgeschüttet wird und Vertrauen aufbaut. Anders gesagt: Marc Hofmann hätte es aufgrund seiner Krankheit eigentlich besonders schwer fallen müssen, mit wildfremden Opfern mitzuleiden.

Zum anderen herrschte in den Naturwissenschaften in den vergangenen Jahrzehnten das Bild vor, dass der Mensch an sich ein hoffnungsloser Egoist sei. Er tue alles allein zu seinem persönlichen Vorteil, strebe nach dem Besten für sich und seine Familie, nach Wohlstand, Status, Fortpflanzungserfolg.

Der Homo sapiens sei ein Homo oeconomicus, behaupteten die Forscher, ein Einzelkämpfer, der rational stets im Sinne persönlicher Bereicherung agiert. Dabei gingen sie scheinbar von Darwins Theorie des «Survival of the Fittest» aus — die implizierte, dass der Stärkere sich mit aller Macht behaupten muss, will er überleben. Sie neigten dazu, Altruismus weitestgehend zu leugnen. Natürlich war das schwierig angesichts mancher biologischer Phänomene: Ob im Ameisenstaat oder der Makakengruppe — nicht selten ist eine starke Kooperation, zum Beispiel bei der Brutfürsorge, zu beobachten, die nicht mit direkten Verwandtschaftsbeziehungen und der Weitergabe der eigenen Gene zu erklären ist.

So bleiben bis heute eine Menge Fragen: Was macht Gemeinschaft möglich? Warum gibt es genügend Menschen, die Solidarität mit Schwächeren zeigen, ohne dafür je eine Gegenleistung zu erhalten? Konkreter: Weshalb zum Beispiel engagiert sich jeder vierte Schweizer ehrenamtlich? Warum kommen Millionen zusammen, wenn Hilfsorganisationen für Hungernde sammeln, die Tausende Kilometer entfernt leben? Aber auch im Kleinen: Wieso stehen wir für eine alte Dame im Tram auf, wo doch die Chancen, sie wiederzusehen oder beim nächsten Mal ihren Platz angeboten zu kriegen, mehr als gering sind? Warum bleibt man trotz

schlimmster Weihnachtshektik stehen, hebt einen verlorenen Handschuh auf und rennt seinem Besitzer hinterher? Weshalb kauft man das Magazin der Obdachlosen, ohne es auch nur durchblättern zu wollen?

Andererseits: Hat nicht die Finanzkrise einmal mehr bewiesen, dass jeder sich selbst der Nächste ist? Dass wir in einer knallharten Ellenbogengesellschaft leben, die in lauter Ich-AGs zerfällt? Hat die Rezession nicht auf dramatische Weise deutlich gemacht, dass die meisten Menschen über Leichen gehen, solange sie etwa höchste Boni kassieren können? Ihnen das Gemeinwohl völlig egal ist, selbst wenn ganze Gesellschaften dadurch unterzugehen drohen?

Ja und Nein, sagen die Naturwissenschaften inzwischen — disziplinübergreifend. Sie sind dabei, ihre bisherige Sicht auf den Menschen zu hinterfragen, sich vom reinen Homo oeconomicus zu verabschieden. Ja, sagen sie heute, es gibt haufenweise Egoisten und Super-Egoisten und wird sie immer geben. Ja, sagen sie, es gibt nur wenige Mütter Teresa — sonst wäre die eine wohl kaum über Indien hinaus so berühmt geworden. Ja, sagen sie, es gibt biologische Programmierungen, die Egoismus als wettbewerbstaugliches Instrument in der Evolution etabliert haben. Nein, sagen sie, das ist nicht die einzige Anlage, die den Menschen in seinem sozialen Verhalten steuert; daneben gibt es auch eine, die Nächstenliebe begünstigt.

KEINE ENGEL

Das zumindest sind ihre neuesten Forschungsansätze: nicht länger schwarzweiss zu denken, die Menschheit nicht mehr schlicht in Gut und Böse zu unterteilen und als Rechtfertigung dafür jedes Mal die Evolution heranzuziehen, sondern präziser hinzuschauen, wann sich Menschen selbstsüchtig und wann sie sich selbstlos verhalten. Und zu akzeptieren, dass es in der Evolution um relative, nicht um absolute Vorteile geht.

Nun sind auch Wissenschaftler nur Menschen. Von daher muss einen dieser Richtungswechsel im Denken vermutlich nicht allzu sehr verblüffen — sie sind ebenso irritiert von den jüngsten Störfällen des Kapitalismus wie wir alle. Und ihr Bedürfnis nach dem Guten im Menschen, nach Moral insbesondere dort, wo fürs Fressen nach wie vor gesorgt ist, ist ähnlich stark wie unser aller Sehnsucht nach einer umfassenderen Gerechtigkeit. Dass

diese nach einem Wirtschaftstief, das an den Grundfesten rüttelt, noch wächst, jenseits aller Adventslichterduseligkeit, ist vor allem: menschlich.

Die Finanzkrise hat die Diskussion darüber neu entfacht, wie sehr Egoismus unsere Welt regiert und wie er einzudämmen ist. Deswegen ist es auch wenig erstaunlich, dass kürzlich mehrere Bücher zu diesem Themenkomplex erschienen sind und diese viele Leser finden: darunter der Bereits-Bestseller — «Die Kunst, kein Egoist zu sein» — des Philosophen Richard David Precht und «Der Sinn des Gebens» von Stefan Klein, Physiker und gleichfalls sehr erfolgreicher Wissenschaftsautor.

Stefan Klein ist die Erleichterung anzumerken, als er auf die Frage «Wie gut ist der Mensch?» antworten kann: «Besser, als Sie denken!» Vierzig Jahre lang sei unser aller altruistische Natur, die freundliche Seite unseres Wesens, systematisch übersehen worden. Damit hätten wir uns keinen Gefallen getan. «Was allerdings

will — vielleicht weil es ihm selbst ziemlich gut geht —, ein kleines Geschäftsmodell in einem Entwicklungsland ausgucken und es mit einem Mikrokredit, angefangen bei 25 Dollar, mitfinanzieren.

Man kann beispielsweise in Uganda einen Vater von vier Kindern dabei unterstützen, seine Ananas-Pflanzungen auszubauen.

Man kann es einer 38-jährigen Witwe in Kirgisien, Mutter von fünf Kindern, ermöglichen, Milchkühe zu kaufen, damit sie ihre Viehzucht unabhängiger bewirtschaften kann.

Man kann acht Bewohnern eines kambodschanischen Dorfes den Erwerb von Stoffen und Nähmaschinen spendieren, um ihr Schneidergeschäft auf stabilere Beine zu stellen.

Man kann. Man soll. Man will.

Wie sehr dieser Dreiklang ein gutes Herz zu beflügeln vermag, offenbaren die Zahlen: kiva.org hat seit seiner Gründung 2005 über 800 000 Spender dazu motiviert, eine Summe von fast 180 Millionen Dollar

herzigkeit auch eine emotionale Rendite einzubringen scheint.

Davon kann Priska Spörri, Kommunikationschefin bei der Glückskette, ein Lied singen — wie oft hört sie, dass Schenken dem Schenker ebenso viel Freude macht wie dem Beschenkten. Sicher spiele auch eine «moderne Form des Ablasshandels» eine Rolle. Wenn man bisher selbst Glück gehabt hat im Leben, nage zuweilen das schlechte Gewissen an einem und flüstere einem ein, sein Glück zu teilen, damit es auf Dauer bleibe.

WELTMEISTER IM GEBEN

Doch das alte Totschlagargument, noch der edelste Edelmann sei bloss ein verkappter Egoist, der sich das Herz wärme, indem er es vergolde, zählt nicht. Und selbst biologische Messungen sind letztlich nebensächlich, die ergaben, dass das Belohnungssystem in unserem Gehirn aktiviert wird, sobald wir jemandem unsere Gunst schenken, wir also mit einem guten Gefühl belohnt werden, sogar mit

Das alte Totschlagargument, auch der edelste Edelmann sei nur ein verkappter Egoist, zählt nicht. Für den Bedürftigen ist es völlig egal, warum einer gibt; Hauptsache, er gibt.

nicht heisst, dass wir alle Engel wären», schiebt er gleich hinterher.

Er sieht im Alltag viele Anzeichen für Empathie und Gemeinsinn, die zu wenig gewürdigt werden: Bereits wenn wir das Altglas zum Sammelcontainer tragen, nehmen wir eine Mühe auf uns, um der Gemeinschaft zu dienen. Insofern würden wir altruistisch handeln. Oder wenn wir Trinkgeld geben, obgleich wir nicht vorhaben, das Restaurant noch ein zweites Mal zu besuchen. Oder stundenlang an einem Wikipedia-Artikel schreiben, um Unbekannte an unserem Wissen teilhaben zu lassen. Oder bloss brav alle Steuern zahlen. Ganz abgesehen von dem globalen Mitgefühl, etwa mit den eingeschlossenen Bergleuten in Chile, oder so edelmütigen Taten wie dem Spenden einer Niere an einen anonymen Empfänger.

Auch die ungeheure Resonanz auf Internetplattformen wie www.betterplace.org oder www.kiva.org zeuge davon, sagt Klein. Da kann sich jeder, der Gutes tun

für Geschäftsmodelle in der Zweiten und Dritten Welt zur Verfügung zu stellen. Beinahe eine halbe Million Kleinunternehmer haben bisher davon profitiert.

Die Kiva-Gründer scheinen also richtig zu liegen mit ihrer Grundannahme, dass der Mensch ein grosszügiges Geschöpf sei, sofern er in der Lage ist, abzugeben. Aber sie machen auch darüber hinaus aus der Not eine Tugend und bauen dem natürlichen Misstrauen vor, indem sie die Hilfe unmittelbar gestalten: mittels völliger Transparenz und 1:1-Geldtransfers von Spender zu Nutzniesser. Der Finanzier kann in Bild und Businessplan sehen, wem er unter die Arme greift, und über Wochen und Monate — je nachdem, wie lange der Kredit laufen soll — direkt verfolgen, wie sich dessen Geschäft entwickelt. Und er bekommt, wenn sein Kredit zum Erfolg führt, sogar eine Rendite — die allerdings investieren die meisten Kreditgeber gleich wieder in das nächste viel versprechende Projekt. Was den Schluss zulässt, dass Gross-

Optimismus als Grundhaltung. Selbst die Erkenntnis, dass wir dadurch eher vor Depressionen gefeit seien und länger lebten — geschenkt! Am Ende ist es für den Bedürftigen vollkommen egal, warum einer gibt; Hauptsache, er gibt.

Und die Schweizer sind im Geben unter den Weltmeistern. Das kann nicht nur Priska Spörri bestätigen — angesichts der aktuellen Spendenaufkommen für Haiti oder Pakistan —, auch eine frisch veröffentlichte Erhebung der britischen Charity Aid Foundation führt die Schweiz an der Spitze. Die Studie befragte Leute quer durch die Kontinente, ob sie im vergangenen Monat für einen wohlthätigen Zweck spendeten; ob sie ihre Zeit freiwillig einer sozialen Organisation zur Verfügung stellten; ob sie einem Unbekannten halfen. Zugleich sollten sie ihre eigene Zufriedenheit auf einer Skala von null bis zehn bewerten. Daraus wurde dann ein Geber- und ein Wohlfühl-Index ermittelt.

Bei 7,5 liegt der durchschnittliche Wohlfühl-Index in der Schweiz — wo-

bei die Zehn das «bestmögliche Leben» markiert. Bei 55 liegt ihr Geber-Index, das heisst, im Schnitt haben 55 Prozent der befragten Schweizer die drei Fragen bejaht. Damit steht die Schweiz international auf Rang 5, nicht schlecht. Verglichen etwa mit dem ähnlich grossen Tunesien (was die Einwohnerzahl betrifft), wo die persönliche Hilfsbereitschaft ausgeprägt ist, nicht jedoch der Willen, Geld zu spenden, besitzt die Schweiz eine grosse humanitäre Tradition. Die ist sicher ihrem Wohlstand, zugleich aber auch ihrer politischen Neutralität geschuldet: Besteht der Beitrag an die Welt nicht in militärischer Unterstützung, besinnt man sich darauf, seinen Tribut auf andere Weise zu leisten.

Ausserdem bedeuten einem diese Zahlen: Wo die Hilfe für den anderen einen hohen Stellenwert hat, fühlen sich die Menschen insgesamt besser. Wie im Verslein aus dem Poesiealbum: «Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu andrer Glück; denn die Freude, die wir geben, kehrt ins eigne Herz zurück.»

in den Ferien? Kennt man jemanden, der von dort stammt? Und das Unglück muss ein Gesicht kriegen, darum zeigt die Erfahrung der NGOs: Je präsenter die Katastrophe in den Medien ist, desto emotionaler und spendabler reagieren die Leute. Und umso zurückhaltender bei dem, was Spörri als «kalte Kampagne» beschreibt: Malaria etwa komme kaum in den Nachrichten vor, obschon daran jedes Jahr mindestens eine Million Menschen sterben — die Aktion «Jeder Rappen zählt» von Glückskette, SF und DRS 3 musste das enorme Problem also erst ins kollektive Bewusstsein rücken, damit Geld fliesst.

Im Moment allerdings ist das nicht das Problem: «Weihnachten ist Geberzeit», sagt Spörri. Von daher sei es kein Wunder, dass jetzt die Briefkästen voll sind mit sogenannten Bettelbriefen diverser Hilfsorganisationen.

In der Weihnachtszeit offenbart sich ein Effekt, der generell mitentscheidet über die Geste: Man wolle dazugehören

betrag zurückgeben oder einfach alles für sich behalten.

Die Probanden, denen Oxytocin in die Nase gesprüht wurde, vertrauten dem Treuhänder wesentlich mehr Geld an als diejenigen, denen ein Placebo-Nasenspray verabreicht worden war. Jedoch nur, wenn ein Mensch ihr Gegenüber war — kein Computer. Bei diesem blieben sie misstrauisch.

Kosfelds Experimente erlaubten verschiedene Folgerungen: Unter Oxytocin-Einfluss wuchs das Vertrauen, selbst dann noch, wenn sich der andere das Geld in die Tasche steckte. Die Neigung, den anderen über den Tisch zu ziehen, wuchs gleichermassen, und zwar immer dann, wenn das Gegenüber ihm von vornherein böse Absichten unterstellte. Das heisst: Wer nicht für vertrauenswürdig gehalten wird, erweist sich oftmals wirklich als unaufrichtig. Gleichzeitig hilft Oxytocin aber anscheinend auch dabei, das eigene Misstrauen zu überwinden — die evolutiv gesehen uralte Angst, ausgenutzt zu werden.

Man muss das Augenmerk auf den Fürsorglichen lenken und aufhören mit dem Lamento, die Gesellschaft werde immer unsolidarischer.

Gleich noch eine zweite Poesiealbum-Tugend bescheinigt Spörri den Schweizern: Sie hat bei ihrer Arbeit für die Glückskette beobachtet, dass Grosszügigkeit an Bescheidenheit geknüpft ist. Hierzulande gelte für viele: Tue Gutes und rede nicht drüber! Man brüste sich nicht mit seiner Spende im Bekanntenkreis, «man macht es im Stillen für sich».

JETZT IST GEBERZEIT

Wann wir bereit sind zu geben und wann nicht, kann man bei der Glückskette recht treffsicher voraussagen: Bei Naturkatastrophen wird mehr gespendet als bei von Menschenhand bewirkten Tragödien wie Bürgerkriegen. Liegt einem die betroffene Region geografisch nahe, greift man eher ins Portemonnaie — für das Erdbeben in Italien kam sofort eine Million Franken zusammen. Wie nah einem das Schicksal der Betroffenen geht, hänge zudem davon ab, ob man einen persönlichen Bezug zu dem gebeutelten Land hat: War man mal dort

zur Gemeinschaft der Wohltäter. Teil des grossen Ganzen sein. Die Leute stünden in der Kälte stundenlang an, nur um vorm Bundeshaus ihren Schein in den Geldschlitz der Glasbox zu stecken.

Michael Kosfeld, Professor für Neuroökonomie an der Universität Frankfurt, kann das mit signifikanten Daten belegen. Er hat, noch am Institut für empirische Wirtschaftsforschung in Zürich, an dem auch sein bekannter Kollege Ernst Fehr lehrt, Experimente durchgeführt, in denen er Probanden Oxytocin schnupfen liess. Ebenjenes Neuropeptid, das den Aufbau von sozialem Vertrauen stimuliert und Autisten zu fehlen scheint.

Die Versuchsteilnehmer durften mit echtem Geld spekulieren, sie bekamen einen festen Betrag von fünf Franken und konnten diesen entweder behalten oder einem unsichtbar bleibenden Treuhänder anvertrauen. Gaben sie das Geld an den Treuhänder, wurde der ursprüngliche Betrag verdreifacht. Der Treuhänder war zu nichts verpflichtet; er konnte einen Teil-

SPIRALE ZUM BESSEREN

Und wieder spielt der Gruppeneffekt: Tricksen alle, sinkt auch die eigene Hemmung, Schindluder zu treiben. Umgekehrt: Sind alle anständig und hilfsbereit, ist man es auch viel eher.

Frage an den Verhaltensökonom: Existiert nun ein altruistisches Gen oder nicht?

«Viele von unseren Verhaltensgrundlagen sind über Millionen Jahre entwickelt worden und dementsprechend komplex motiviert. Es ist eine Tatsache, dass der Mensch ein soziales Wesen ist, das sich in seinem Verhalten anderen anpasst, aber Altruismus ist nicht wesens-, sondern situationsbedingt. Das einfache Bild des Homo oeconomicus greift zu kurz.»

Das Entscheidende sei es nun, aus dieser Erkenntnis Sozialkapital zu schlagen, sagt Kosfeld. Das Menschenbild positiv umzuschreiben, ohne es zu schönen. Sich stärker um den freiwillig Kooperierenden zu kümmern und weniger um den Homo oeconomicus. Weil damit eine

Spirale zum Besseren in Gang gesetzt werden könne: Fängt einer an, gut zu sein, machen die anderen mit.

Es ist, als würde man ein Steinchen ins Wasser werfen — eine gute Tat zieht Kreise. Das Gute setzt sich fort, vermehrt sich, bis zum Schluss viele gute Menschen eine bessere Gesellschaft ergeben.

Jeder ist gefragt, im ersten Schritt aber die Politik, sagt Kosfeld. Die muss das Augenmerk vom Gierigen auf den Fürsorglichen lenken: endlich aufhören mit dem ewigen Lamento, die westliche Gesellschaft werde von Jahr zu Jahr unsolidarischer. Nicht länger klagen, der Kapitalismus gebäre zwangsläufig Charakterschweine, die das soziale Gleichgewicht zu zerstören drohten. Stattdessen müsse sie den öffentlichen Scheinwerfer auf die einzelnen Anstrengungen von Mitmenschlichkeit richten. Denn einiges deutet darauf hin, dass man das Schlechte weg- und das Gute herbeireden kann.

Kontraproduktiv sei es dagegen, von den Egoisten ständig als den Cleveren zu sprechen und von den sozial Engagierten als den dummen Gutmenschen mit Helferkomplex. Vielleicht ist dieser Spott über das Gutmenschentum ein letztes Erbe der 68er-Bewegung. Vielleicht hat sich deren Frustration, nicht die beste aller möglichen Welten erreicht zu haben, in Zynismus verkehrt.

EIN LUXUS, ZU HELFEN

«Jeden Tag eine gute Tat», das klingt selbst für David Kieffer heute nicht mehr zeitgemäss — zu plakativ, unterwürfig, stramm —, und der ist Leiter der pädagogischen Arbeit der Schweizer Pfadfinder, zu deren Maximen die Losung immerhin gehört. Für Kieffer hat eine Pfadi-Gruppe Modellcharakter, ohne ideologische Vorgaben: Beim Feuermachen im Lager oder beim Seilbrückenbau würden Kinder und Jugendliche erfahren, dass sie in der Lage sind, sich Herausforderungen zu stellen, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen und ihre Welt mitzugestalten. «Das muss man ihnen gar nicht antrainieren, nur fördern und pflegen.»

Der 28-Jährige, Pfadi-Name: Garfield, der seine Pfadi-Karriere mit fünf als «Wölflin» begann, ist überzeugt, es ist kein Zufall, dass viele Parlamentarier eine Pfadi-Vergangenheit haben. Die Pfadi sei eine Lebensschule: Man versuche, die Welt besser zu hinterlassen, als man sie vorgefunden habe. «Ich werde immer

Pfadi bleiben, mein Leben lang», sagt Kieffer, und man glaubt es ihm sofort.

Auch Joel Sames ist einer dieser Be-seelten, einer von denen, die innerlich zu glühen scheinen für eine höhere Idee. Gerade kommt er aus Kabul zurück. Der 35-Jährige aus Lausen hat sich vor einem Jahr die Aktion «Skate to Kabul» ausgedacht: Als früherer Hip-Hopper und Skateboard-Fahrer wusste er um die «Kraft des Skatens» und rief Schweizer Kinder und Jugendliche dazu auf, ihr altes Rollbrett für Gleichalt-rige in Afghanistan rauszurücken.

Über 300 afghanische Kinder be-kommen von «Skateistan», der Organisa-tion hinter «Skate to Kabul», die Chance, Skaten zu lernen — und nebenbei noch klassischen Schulunterricht. Viele Stras-senkinder sind dabei, viele Mädchen: Skateboard-Fahren ist eine der wenigen Sportarten, die afghanischen Mädchen in der Öffentlichkeit erlaubt sind. Viele sa-gen, es sei der schönste Tag in ihrem Leben gewesen, als sie zum ersten Mal durch die neue Skater-Halle kurven durften — und genau solche Sätze sind es, die Joel Sames an dem Gedanken festhalten lassen, «die Zukunft einiger Kinder positiv beeinflus-sen zu können». Selbst wenn ihn sein erster Besuch in Afghanistan, dem Land, das ihn seit zehn Jahren fasziniert, ein wenig hoff-nungslos gemacht hat: «Ich sehe nirgends Ansätze für eine politische Lösung.»

Anstatt sich jedoch mit Ohnmachts-gefühlen aufzuhalten, freut er sich lieber daran, dass es im Kleinen funktioniert. Dass sich seine Arbeit — über ein Jahr lang im Schnitt sechzig Stunden die Wo-che umsonst gearbeitet zu haben, neben diversen Brotjobs — gelohnt hat. Und in Kabul tatsächlich ein geschützter Ort ent-standen ist, wo die Kinder inmitten des ständigen Anschlagsszenarios Normalität erleben. Eine Auszeit vom alltäglichen Horror: Da war zum Beispiel dieses zwölfjährige Mädchen, das darauf brann-te, Kontakt zu den früheren Skateboard-Besitzern in der Schweiz aufzunehmen. Es stand mit freudefunkelndem Blick vor ihm. Das allein hat ihn für allen Aufwand entschädigt.

«Aber ich befriedige damit im Grun-de nur egoistisch mein Bedürfnis, Gutes zu tun», sagt Joel Sames, «es ist ja auch ein Luxus, helfen zu können.» Er sei saufroh, dass er für eine Idee so Feuer gefangen habe, ganz bestimmt aber keine Ausnahme. Im Gegenteil, er ist sicher, jeder habe eine soziale Ader, die allenfalls unter Enttäuschungen verschüttet sei.

Mag sein, es hat damit zu tun, dass er der Sohn eines Pfarrers ist. Klar, hat Ge-rechtigkeitsempfinden immer auch mit sozialen Werten und Normen zu tun, mit Sozialisation, nicht bloss mit Genetik. Und schaut man endlich — wie es Profes-sor Kosfeld fordert — auf Leute wie ihn, die sich als ganze Menschen erweisen, wird man vielleicht feststellen, Erziehung macht den grossen Unterschied.

MACH WAS!

Wenn die Mutter des autistischen Marc Hofmann erzählt, dass ihr Sohn gar nicht anders habe handeln können, «weil wir ihm von klein auf beigebracht haben, stets zu helfen» — wäre es mit solchen leuchtenden Beispielen vor Augen nicht schön, man bemühte sich bereits als Eltern, über das Verantwortungsbewusstsein seines Kindes das der Gesell-schaft zu stärken?

Ob es ihm nun vorgelebt wurde von seinen Eltern oder ein menschliches Ver-haltensfundament ist — Joel Sames weiss nur, dass er früh das Gefühl bekam, «das Leben ist zu kurz, um ihm keinen Sinn zu geben». Dass er keine Lust hatte auf dumpfe Verlockungen und Ablenkungs-manöver vom Eigentlichen. Deswegen hat er den Fernseher rausgeschmissen, deswegen hat er den «naiven One-World-Traum» nicht aufgegeben zu träumen, nie von seiner Überzeugung gelassen, «dass die Menschen die Fähigkeit haben, sich zu verstehen».

Doch er ist alles andere als ein idea-listischer Spinner. Oder ein Adrenalin-Junkie, der im Krisengebiet das Aben-teuer sucht. Er hat einfach was kapiert: «Nimm deinen Finger aus dem Hintern und mach was!»

Seitdem kommt er abends nach Hau-se, hundemüde, aber voller Energie, setzt sich an seinen Computer, schneidet Film-chen, die Schweizer und afghanische Kin-der enger zusammenrücken lassen sollen, macht und tut. Jetzt hat er nie mehr keine Ahnung, was mit sich und seiner Zeit an-fangen. Jetzt hat er eine Aufgabe. ●

STEFAN KLEIN: «Der Sinn des Gebens», S.-Fischer-Verlag

ANUSCHKA ROSHANI ist «Magazin»-Redaktorin. anuschka.roshani@dasmagazin.ch
Der Fotograf LUKAS WASSMANN arbeitet regelmässig für «Das Magazin». post@lukaswassmann.com
Fotoassistent: TIMOTHY STANDRING
Model: JOHN PATRICK WALDER
Herzlichen Dank an die FAMILIE BLEULER